

7. Sekundärliteratur

Kurze Geschichte der lutherischen Mission in Vorträgen.

Plitt, Gustav Leopold

Erlangen, 1871

Sechzehnter Vortrag.

Nutzungsbedingungen

Die Digitalisate des Francke-Portals sind urheberrechtlich geschützt. Sie dürfen für wissenschaftliche und private Zwecke heruntergeladen und ausgedruckt werden. Vorhandene Herkunftsbezeichnungen dürfen dabei nicht entfernt werden.

Eine kommerzielle oder institutionelle Nutzung oder Veröffentlichung dieser Inhalte ist ohne vorheriges schriftliches Einverständnis des Studienzentrums August Hermann Francke der Franckeschen Stiftungen nicht gestattet, das ggf. auf weitere Institutionen als Rechteinhaber verweist. Für die Veröffentlichung der Digitalisate können gemäß der Gebührenordnung der Franckeschen Stiftungen Entgelte erhoben werden.

Zur Erteilung einer Veröffentlichungsgenehmigung wenden Sie sich bitte an die Leiterin des Studienzentrums, Frau Dr. Britta Klosterberg, Franckeplatz 1, Haus 22-24, 06110 Halle (studienzentrum@francke-halle.de)

Terms of use

All digital documents of the Francke-Portal are protected by copyright. They may be downloaded and printed only for non-commercial educational, research and private purposes. Attached provenance marks may not be removed.

Commercial or institutional use or publication of these digital documents in printed or digital form is not allowed without obtaining prior written permission by the Study Center August Hermann Francke of the Francke Foundations which can refer to other institutions as right holders. If digital documents are published, the Study Center is entitled to charge a fee in accordance with the scale of charges of the Francke Foundations.

For reproduction requests and permissions, please contact the head of the Study Center, Frau Dr. Britta Klosterberg, Franckeplatz 1, Haus 22-24, 06110 Halle (studienzentrum@francke-halle.de)

unter den Missionaren und unter dem Volke vermochte den Fortgang des Werkes, auf dem jetzt Gottes Segen ruhte, zu hindern. Die Gesinnung des Königs der Zulus ward eine immer günstigere und auch beim Volke zeigte sich doch einige Empfänglichkeit für das göttliche Wort. Im Jahre 1858 hatte Schreuder die Freude, den ersten Zulu taufen zu können und die Zahl der Stationen war 1864 bis auf fünf gestiegen. Diese Erweiterung ward nur dadurch möglich, daß man aus der Heimat neue Arbeiter nachsandte. Die Missionschule war wieder eröffnet und es fehlte nicht an Zöglingen. Ebenso reichlich flossen die Beiträge. Im Jahre 1864 gehörten 548 Vereine zur Gesellschaft und die Jahreseinnahme belief sich auf etwa 25,000 Thaler. Dazu hatten Missionsfreunde für 33,000 ein Missionschiff *Elieser* bauen lassen, welches sie in dem genannten Jahre der Gesellschaft zum Geschenke machten.

Die norwegische Mission, getragen von den Gebeten und den reichen Spenden der heimischen Kirche und draußen geleitet von dem im Juli 1866 zum Bischofe geweihten ehrwürdigen Schreuder, hat unter dem Segen Gottes einen fröhlichen Aufschwung gewonnen. Ueberhaupt ist die Mission in der lutherischen Kirche Skandinaviens so recht zur Kirchensache geworden und wird von der Gemeinde getrieben. Im Hinblick auf dies wirkliche Leben hat man in neuester Zeit versucht, eine engere Verbindung der einzelnen Landeskirchen wenigstens in der Missionsarbeit herzustellen und durch solche Vereinigung noch mehr zu erstarken; doch hat das darin Erstrebte bisher noch nicht gelingen wollen.

Sechzehnter Vortrag.

Wenn man die hallischen Nachrichten, die Hauptquelle für die Geschichte der ostindischen Mission, durchmustert, so begegnet man in ihnen dann und wann auch „pennsylvanischen Nachrichten.“ Diese enthalten zwar im Ganzen nichts Missionsgeschichtliches, aber darum ist doch das, wovon sie berichten, für unsere vorliegende Aufgabe nicht ohne Werth. Sie erzählen nämlich die Anfangsgeschichte der lutherischen Kirche in Amerika, eines Zweiges unserer Kirche, welcher, in sich erstarkt, dann auch an der Erfüllung der Missionspflicht Theil nahm.

Nach Amerika mußten wir schauen, um die freilich noch sehr bescheidenen Anfänge lutherischer Missionsthätigkeit zu finden. Wir

sahen sie in der während des dreißigjährigen Krieges gestifteten schwedischen Kolonie. Neben dieser Kolonie entstand gegen Ende des 17. Jahrhunderts noch eine andere, eine deutsche, indem nach den Ländereien, welche dem Quäker William Penn angewiesen waren, auch eine ziemliche Anzahl deutscher Familien auswanderten. Die Mehrzahl von diesen gehörten der lutherischen Kirche an und standen nun in Pennsylvanien, wo neben ihnen die Anhänger der verschiedensten Confectionen und aller möglichen Secten Aufnahme fanden, ohne geistliche Leitung da, der Verführung und der Verwilderung ausgesetzt. Sie verfielen geistlich und sittlich, und endlich machte sich ihnen selbst dies so bemerkbar, daß sie sich 1733 nach Hülfe umsahen. Ihre Abgeordneten wandten sich zuerst an den uns schon bekannten lutherischen Hofprediger in London Friedrich Michael Ziegenhagen, den warmen Missionsfreund. Bei ihm thaten sie keine Fehlbite. Er hatte ein Herz auch für ihre Noth und suchte, so lange er lebte, ihr abzuhelpen. Zunächst wies er sie nach Halle an den jüngern Franke und an den Senior Urlsperger in Augsburg und auch diese beiden Männer schenkten keine Mühe, um den Glaubensgenossen jenseits des Weltmeeres in ihrer kirchlichen Noth beizustehen. Franke verschaffte ihnen einen Mann als Hirten, dessen Wirksamkeit für die Lutheraner in Nordamerika von der größten Bedeutung geworden ist, und dessen Name mit Ehrfurcht genannt werden wird, solange es in Amerika eine lutherische Kirche giebt. Heinrich Melchior Mühlberg aus Einbeck im Hannoverschen, geboren 1710, nahm die durch Franke ihm angebotene Berufung als Prediger der lutherischen Gemeinden zu Philadelphia, Neuhammover und Providenz im Jahre 1741 an, und er wirkte dann nicht bloß an diesen bis an sein seliges Ende am 7. October 1787, sondern man konnte, wie es in der Leichenrede heißt, von ihm sagen, daß er evangelisch-deutscher Prediger in Pennsylvanien, Maryland, Newjersey und Newyork war. Als er eintraf, gab es zwar Deutsche genug im Lande, aber wenig Christen unter ihnen. Wo er hinkam, da sah man erst, daß Deutsch-Evangelische an dem Orte waren. Vor ihm hatten die Evangelisch-Lutherischen und die Reformirten in einem Stalle zu Philadelphia Raum, den sie zu ihrem Gottesdienste gemiethet hatten. Bald baueten die ersteren eine geräumige Kirche und 20 Jahre später eine der größten und schönsten in Nordamerika. Aber eben weil Mühlberg, der Patriarch, wie man ihn genannt hat, so außerordentlich viel mit der Sammlung der deutschen Lutheraner zu thun hatte, konnte er an Predigt unter den Heiden Amerikas nicht denken. Die ihm zunächst obliegende Aufgabe nahm seine ganze Kraft in Anspruch. Wohl konnte er

einmal einige Neger taufen, aber dies war doch immer keine ausdrückliche Missionsarbeit. Der Gedanke an diese erwachte erst nach Mühlenbergs Tode, als 1790 ein bisheriger römischer Indianermissionar Anton Theodor Braun aus Trier zur lutherischen Kirche übertrat und nun in ihrem Dienste seine Kenntniss der Sprache und des Lebens der Indianer zu verwerthen wünschte. Kunze, der Nachfolger Mühlenbergs, berichtete darüber nach Halle und wandte sich auch an den Präsidenten Washington, der ihm antwortete, die Sache müsse an den Congress gelangen. Er entwarf den Plan zu einer Indianermission nebst Kostenanschlag, der sich auf 1000 spanische Thaler belief; doch es kam damals zu nichts. Auch aus der lutherischen Kirche Amerikas war am Ende des Jahrhunderts schon zu sehr das Leben gewichen, als daß sie den dortigen Heiden hätte eine Lebenbringerin werden können. Im Norden gab es immerhin noch eine Anzahl einzelner gläubiger Christen, aber im Süden sah es gar traurig aus und war deshalb für die Mission noch weniger zu hoffen. „Die lutherische Kirche — berichtet ein Prediger aus Eben-Ezer um den Wendepunct des Jahrhunderts — ist hier in Amerika, wenigstens in den südlichen Gegenden nach dem äußern Anschein die verdorbenste. Den Katholiken, die hier bei allen ihren abergläubischen Ceremonien doch noch äußere Zucht beobachten, darf sie keine Vorwürfe machen.“

Und gerade im Süden war der Missionsgedanke bei der Verpflanzung lutherischer Gemeinden dorthin maßgebend gewesen.

Als nämlich um 1730 der Erzbischof von Salzburg der Glau-
benseinheit wegen seine evangelischen Unterthanen aus dem Lande vertrieb, wandte sich ein Theil derselben, unter sonderlicher Beihülfe des Senior Urlsperger in Augsburg nach Georgien in Nordamerika und erhielt hier Land zur Anlage einer Kolonie, die Eben-Ezer genannt ward. Zwei Geistliche waren an dieser Kolonie, die 1743 nur 279 Seelen zählte, angestellt. Sie war also nach dieser Seite hin sehr wohl versorgt und Urlsperger, der in Halle fortlaufende Nachrichten über die Geschicke dieser Salzburger herausgab, nebst Francke bemühten sich auch fernerhin, sie vor geistlichem Mangel zu schützen. Aber das Absehen dieser Männer war dabei auch nicht blos auf die Auswanderer gerichtet, sondern gieng dahin, daß Eben-Ezer eine Missionsstation für die Arbeit unter den Indianern werden sollte. Dies war den dorthin gesandten Geistlichen ausdrücklich als Ziel gestellt und die ganze Kolonie scheint auch zu Anfang in ein recht freundliches Verhältnis zu den umwohnenden Indianern getreten zu sein, so daß man in Deutschland glaubte, gute Missionshoffnungen hegen zu dürfen. Es hieß, die Indianer zeigten den

Wunsch, in der Kenntniss des obersten Wesens unterrichtet zu werden; sie seien geneigt, ihre Kinder zu den Predigern in die Schule zu schicken, die in Eben-Ezer angelegt werden sollte. Aber die Hoffnungen, welche man an dergleichen Nachrichten knüpfte, täuschten. Es kam zu nichts und die Kolonie verfiel immer mehr. Klagend schrieb der schon erwähnte dortige Geistliche im Jahre 1799: „Eben-Ezer wurde eigentlich in der Absicht angelegt, um mit der Zeit von da aus eine Mission unter den Indianern zu errichten; und diese Absicht würde auch durch Gottes Gnade erreicht worden sein, wenn man nicht auf so manche andere Dinge verfallen wäre.“

Im ganzen vorigen Jahrhundert konnte man von einer wirklichen Missionsthätigkeit der lutherischen Kirche in Amerika nur in äußerst beschränktem Maße reden.

Doch waren bekanntlich die Indianer auf das Geringe, was von dieser Seite geschah, nicht allein angewiesen, und es wird gut sein, an die Arbeit anderer Kirchengemeinschaften unter diesem Volke zu erinnern, besonders auch um dadurch eine richtige Beurtheilung der neueren lutherischen Indianermission vorzubereiten.

Schon lange, ehe es zu einer kräftigen und lebendigen Mission der lutherischen Kirche kam, hörten und redeten die Gläubigen in dieser von dem, was John Eliot 1646–1690 unter den Urewohnern Nordamerikas gearbeitet und erreicht hatte, und dies ließ sie den Mangel erkennen und beklagen, an welchem ihr kirchliches Leben noch litt. Gleichzeitig mit Eliot wirkte Thomas Mayhew (spr. Mähin) in vielem Segen und seine Nachkommen setzten nach seinem 1657 erfolgten frühen Tode in siegesmuthigem Glauben das Werk fort. Wer hätte ferner nicht von David Brainerd (spr. Brähnerd) gehört, dem Boten der englischen Gesellschaft für Verbreitung des Evangeliums, der von 1743 an unter den Indianern predigte und den der Eifer um das Reich des Herrn verzehrte, so daß er schon 1747 nur dreißig Jahre alt ins Grab sank? Und nicht blos Engländer ackerten auf diesem durch seine Kolonien allerdings England zunächst zugewiesenen Missionsfelde. Auch Deutsche wandten sich hierher und sie erreichten vielleicht die bedeutendsten Erfolge, denn dem Erfolge der römischen Missionare, die auch hier mit bewundernswerther Ausdauer und Kühnheit das ihnen befohlene Werk trieben und viele Tausende taufte, kann deswegen keine so hohe Bedeutung beigemessen werden, weil sie den Indianern ein fast zur Unkenntlichkeit entstelltes Christenthum brachten. Schon in ihrer Gründungsperiode begann die Brüdergemeinde in Nordamerika zu missioniren und der von ihr ausgesandte David Zeisberger muß als einer der tüchtigsten unter allen Indianermissionaren be-

zeichnet werden. Es gelang ihm in seiner langjährigen bis 1808 sich erstreckenden Wirksamkeit an mehreren Orten Gemeinden zu sammeln, welche durch ihren Wandel bekundeten, daß das Evangelium von Christo ihre Herzen umgeschaffen hatte und auch ihnen eine Kraft Gottes zu neuem Leben geworden war. Kurz von verschiedenen Seiten war der Beweis geliefert, daß die Rothhäute dem Evangelio zugänglich seien und daß sie bekehrt auch Gesittung annehmen und an geordneten Verhältnissen Gefallen finden könnten. Und doch hatten alle jene Neugründungen keinen Bestand; eine Missionsstation nach der andern mußte wieder aufgegeben werden: eine Gemeinde nach der andern ward zersprengt. Von sich an einander schließenden und einander stützenden Indianergemeinden kann kaum die Rede sein.

Woher kommt dies? Wem ist die Schuld daran beizumessen? Das eben Erwähnte hindert uns, die Ursache in dem Charakter der Indianer oder in etwaiger Ungeschicklichkeit der Missionare zu sehen. Sie kann nirgend anders gefunden werden als in dem Verhältnisse, in welchem die Indianer zu den ihr Land überschwemmenden europäischen Einwanderern standen und stehen. Noch der neueste Schriftsteller über die Indianermision, G. Fritschel, dessen Urtheil auf genauester Kenntniß der amerikanischen Verhältnisse beruht, spricht sich auf das Entschiedenste dahin aus. „Nicht die Unempfänglichkeit der Indianer — sagt er — sondern der Conflict, der Racen, das beständige Vordringen der Woge der Immigration der weißen Bevölkerung ins Land der Indianer hinderte und vernichtete die verschiedenen Missionsversuche, auch solche, welche bereits ganz herrliche und viel versprechende Resultate erzielt hatten.“ Es ist eine Thatsache, daß die Rothhäute nicht nur ununterbrochen vor den Weißen aus den Gegenden, welche sie bisher in Besitz hatten, zurückweichen müssen, sondern daß sie zugleich auch in einer stetigen Verminderung begriffen sind. Die Berührung mit den Europäern und der europäischen Cultur gereicht ihnen zum Verderben und wenn auch die Zeit ihres gänzlichen Untergangs sich natürlich nicht fest berechnen läßt, so scheint dieser doch ein unausweichlicher zu sein. Wir stehen hier vor dem Gerichte Gottes über ein zahlreiches, einst weit verbreitetes Volk, welches durch den Gang der Weltgeschichte ausgeführt wird, ohne daß wir uns anmassen dürften, die Schuld zu bezeichnen, welche die Ursache dieses Gerichtes ist. Die Wirkung des göttlichen Zornes, der ein Volk aus der Geschichte der Menschheit wegstreicht, sehen wir und wir wissen, daß Gottes Zorn nur da vernichtet, wo die Sünde der Menschen ihn herausgefordert hat, aber über dieser Sünde liegt für uns, hier wenigstens,

ein Schleier, den wir nicht zu lüften vermögen. Wir bleiben bei der Thatfache, daß die Indianer als Volk keinen Bestand haben vor den Europäern, sondern in demselben Maße, in welchem diese vorrücken, zurückweichen und untergehen. Daraus ergiebt sich weiter, daß es zu einer bleibenden indianischen Kirche nicht kommen wird. Die Mission hat auch diesem Volke nachzugehen und ihm das in Christo erschienene Heil anzubieten, aber sie wird sich der Hoffnung entschlagen müssen, in ihm eine Volkskirche zu gründen und das gesammte Volksleben durch den Geist Christi umzugestalten. Sie wird sich damit zu begnügen haben, daß sie hie und da einzelne Seelen aus dem Verderben retten und zur Gemeinde der Seligen führen kann. Dies ist im Ganzen und Großen das Bild der Indianermission von Anfang an und auch was die lutherische Kirche in neuerer Zeit für sie that, fügt solchem Bilde keinen andersartigen Zug hinzu.

Was wir zuletzt von der lutherischen Kirche Nordamerikas aus dem letzten Jahrzehnte des vorigen Jahrhunderts gehört haben, klang nicht sehr erfreulich. Aber es begann dann eine bessere Zeit. Die lutherische Kirche, in diesem Lande durch Einwanderung entstanden, war durch dasselbe Mittel in sehr bedeutendem Maße gewachsen und wuchs noch in jedem Jahre. Die Zahl der Gemeinden, welche zu ihr gerechnet wurden, belief sich auf ein Ziemliches über Tausend. Und nicht bloß nach außen und im Umfange war sie gewachsen; auch im Geistlichen hatte eine Besserung begonnen. In den östlichen Staaten, besonders in Pennsylvanien, wo die Gemeinden näher zusammen lagen, gab es tüchtige, ernstgesinnte Geistliche und auch in den Gemeinden regte sich Leben. Doch war die Kirche hier wieder nahe daran, ihres lutherischen Charakters verlustig zu gehen, indem sie unter dem überwältigenden englischen Einflusse zu einer starken Gleichgültigkeit gegen das lutherische Bekenntnis kam. Die Meisten dieser englischen Lutheraner, welche ausdrücklich bekannten, daß sie nicht „altlutherisch“ seien, der Uezeugung, daß, wenn der große Luther noch lebte, er es selbst nicht wäre, schlossen sich 1820 zur „General-Synode der evangelisch-lutherischen Kirche der Vereinigten Staaten“ zusammen. Sie gewannen dadurch an Halt und stärkten einander zu kirchlichen Werken. Zu diesen scheint eine ziemliche Zeit lang die Indianermission nicht gehört zu haben. Ueberhaupt schlummerte der Missionstrieb lange und als er erwachte, suchte er sich sein Arbeitsfeld in weiter Ferne. Der Missionsgesellschaft der evangelisch-lutherischen Synode von Pennsylvanien und den benachbarten Staaten ward das Gebiet der Telugusprache an der Ostküste Ostindiens empfohlen. Das Te-

lugu ist die Sprache einer Bevölkerung von über 12 Millionen Seelen, deren sich damals die Mission noch wenig angenommen hatte, obwohl wir uns hier des zu erinnern haben, daß schon von dem alten lutherischen Missionar Schulze Teluguleuten zu Madras in ihrer Zunge gepredigt war, und daß derselbe sogar das neue Testament in diese Sprache übersetzt hatte. Im October des Jahres 1841 ward Missionar Heyer, der zuvor etliche Jahre als Reiseprediger der General-Synodal-Mission in den westlichen Staaten gearbeitet hatte, um dort die zerstreuten Lutheraner in deutsche und englische Gemeinden zu sammeln, nach Indien abgesandt. Er gründete eine Missionsstation zu Suntur, etwas südlich vom Kistna, welche gute Erfolge zu verheißen schien. Konnte er doch schon nach dem ersten halben Jahre schreiben: „soweit ich mit der neuern Missionsgeschichte bekannt bin, weiß ich von keiner Gesellschaft, welche in so kurzer Zeit und mit so geringen Mitteln einen so ausgedehnten Wirkungskreis gefunden, als die unsrige.“

Nachdem nun aber die Liebe zur Mission einmal wieder erwacht war, konnte es nicht fehlen, daß man auch der nächst gelegnen Heiden, der Indianer im eignen Lande, gedachte. Im Jahre 1842 bildete sich unter den Lutheranern Pennsylvaniens ein Verein zu dem Zwecke, den Indianern das Wort des Lebens zu senden. Man wollte damit nicht nur dem Befehle des Herrn nachkommen, sondern so auch eine Schuld gegen diese Urbewohner des Landes abtragen, die zum Theil durch Gewalt und Unrecht aus ihrer Heimat vertrieben seien. So war der Beschluß gefaßt, das Werk wieder in Angriff zu nehmen. Und bald ward von anderer Seite noch kräftiger vorgegangen.

Neben den englischen Lutheranern gab es nämlich in Amerika, obschon in weit geringerer Zahl, noch sogenannte deutsche, die strenger als jene zum Bekenntnisse der Kirche hielten und es in seiner ganzen Reinheit vertraten. Sie erkannten die Gefahr, die der lutherischen Kirche in erster Linie durch den Unglauben der Massen, dann aber auch durch jenen Einfluß des englischen Wesens drohte, und suchten ihr nach Kräften zu begegnen. Um sich dafür zu stärken, wandten sie sich an die heimische Kirche in Deutschland und wiesen sie mit dringenden und ernststen Bitten auf die Pflicht hin, sich ihrer über das Meer ziehenden Kinder anzunehmen und für ihre kirchlichen Bedürfnisse mit zu sorgen. Der laute Hülfsruf Wynekens aus Fort Wayne in Indiana fand in seinem Heimatlande Hannover Gehör und ganz besonders in Franken, wo Böhe und Wucherer die beredten Fürsprecher der Lutheraner in Nordamerika wurden. Aber eben diese, welche den „deutschen Heiden,“

wie Wynne die zum Theil durch Generationen hin verwilderten Auswanderer hatte bezeichnen müssen, zu helfen wünschten, verknüpften damit den Gedanken an eine Indianermision. Innere und äußere Mission wollten sie nicht von einander trennen, sondern diese durch jene fördern. „Was wollen wir anders — erklärten sie — als die kranken, schwachen, zerstreuten Glieder der Kirche in Nordamerika mit Geduld stärken, sammeln, in den heilig stillen und kräftig freien Lebenszusammenhang des lauteren Evangeliums hineinpflanzen?“ Und sogleich fügten sie dann hinzu: „es ist ein Satz, den wir vor treuen Ohren ohne Wagnis, vor Misgönnern ohne Furcht sagen, daß der Weg der lutherischen Kirche zu den Heiden und ihrer Fülle durch jene entwerdenden lauen Schaaren der Christenheit gehe, welche an den Grenzen der Christenheit und der Heiden wohnen.“ Ihr Wunsch war, daß die deutsch-lutherische Kirche Nordamerikas ein Segen der nordamerikanischen heidnischen Indianer werden möchte. Sie erinnerten an die alte kirchliche Übung, wonach den Grenzgebieten der Kirche vornehmlich die Mission obliege, und wiesen darauf hin, daß die Indianer nach der geographischen Lage ihrer Wohnsitze den deutschen Lutheranern im Grunde die nächsten unter allen Heidenvölkern seien. Gerade der Staat Ohio, wo schon so viele deutsche Lutheraner sich niedergelassen hätten, würde im Norden und Westen von zwei andern Staaten, Michigan und Indiana, begrenzt, in deren ungeheurn Wäldern und Ebenen noch zahlreiche Indianer ihre Wohnsitze hätten. Auch für die Missionsarbeit in Ostindien erschien ihnen die Vereinigung Deutschlands mit Nordamerika nahe liegend und von großer Bedeutung. Sah es doch damals noch so aus, als ob in Trankabar kein Raum für deutsche Missionare sei.

Diesen Gedanken der fränkischen Missionsfreunde entsprach es, daß sie im Jahre 1844 einem jungen Geistlichen, den sie aussandten, um einige sächsische und andere noch unbekannte Gemeinden im Westen Nordamerikas aufzusuchen, den ausdrücklichen Auftrag gaben, auch genaue Erkundigung über die unter den heidnischen Stämmen im Westen wohnenden Gemeinden und Missionare einzuziehen. Man wollte erfahren und lernen, wie dort Seelsorge für Christengemeinden und Bekehrung der Heiden durch Eine Person, Einen Pfarrer, zugleich zu betreiben und also beides mit einander zu verbinden wäre. Den Gedanken an ein eignes Indianermissionsseminar gab man auf und sah es für richtiger an, darauf hinzuwirken, daß die unter den Indianern oder ganz in deren Nähe befindlichen Gemeinden mit tüchtigen Predigern versehen und letztere zugleich zur Thätigkeit unter den Indianern befähigt und

verpflichtet würden. Es sei am Besten, wenn die Missionsthätigkeit aus der Mitte stehender Gemeinden heraus geübt werden könne. Solche Gemeinden seien Missionskolonien, die dem Missionar eine Menge Vortheile gewährten. Ein Blick auf die großen Missionen früherer Jahrhunderte vermöge einen vorurtheilsfreien Beobachter leicht zu überzeugen, welch eine Kraft ein Missionar haben könne, der nicht einsam sei.

Und bald kam es zur Ausführung solches Gedankens. Am 20. April 1845 schiffte sich in Bremerhaven ein Häuflein fränkischer Landleute ein. Ihr Ziel war Nordamerika, wo sie im Einvernehmen mit der deutsch-lutherischen Synode von Michigan unter der Leitung ihres Pastor Krämer eine Missionskolonie anlegen und den Indianern das Evangelium bringen wollten. Sie fanden eine passende Stätte im Staate Michigan selbst, wo sie sich ankauften und auch bald mit den Indianern in freundschaftliches Benehmen traten. Hier gab es nämlich auch jetzt noch Reste der Urbewölkung, deren Hauptmasse schon 1831 durch Beschluß des Congresses westwärts über den Mississippi getrieben war. Bei diesen Resten wollte man beginnen. Und der Anfang erschien als ein viel versprechender. Die indianischen Hauptleute hörten auf die einladenden Worte Krämers und nicht blos die benachbarten, sondern selbst entfernter wohnende erboten sich, ihre Kinder nach der neuen Kolonie Frankenmuth zu schicken, damit sie am Unterrichte in der dort anzulegenden Schule Theil nehmen könnten. Die Michigan-Synode gab Krämer den von ihr ausgebildeten Missionszögling Auch wenigstens für den Anfang zum Beistande und schon im ersten Jahre konnten sie drei Erstlinge aus den Indianern taufen. Als dann aber Krämer wieder allein stand, zeigte es sich, daß es eine zu große Aufgabe für ihn war, die von ihm dorthin geführte Gemeinde zu bedienen und zugleich bei den weit zerstreuten Indianern umherzureisen. Durch seine fränkischen Absender erbat er sich Hülfe aus dem Seminare des sächsischen Vereins und dieser war in der glücklichen Lage, solche schnell gewähren zu können. Von den fünf Missionaren, welche er im Herbst 1846 nach Ostindien hatte entsenden wollen, war einer, Baierlein, durch plötzliche Erkrankung zurückgehalten worden. Ihn schickte man nun nach seiner Genesung, die Gelegenheit zu gemeinsamer Arbeit mit andern Lutheranern freudig ergreifend, nach Nordamerika. Zu Anfang des Jahres 1847 fuhr er über den Ocean und trat, von der fränkischen Gemeinde auf das Herzlichste empfangen, sogleich mit in die Missionsarbeit ein. Das günstige Verhältniß zu den Eingebornen dauerte noch fort; sie kamen zum Besuche nach der Kolonie und Baierlein hin-

wieder suchte sie in ihren Wohnsitzen auf, wo er durch einen Dolmetscher mit ihnen verkehrte. Bei einer solchen Wanderung, die ihn an den von Frankenmuth etwa 18 deutsche Meilen entfernten Pine River führte, ward er von dem Häuptlinge der dort hausenden Indianer, Bemassite, eingeladen, in ihrer Mitte zu bleiben und sie zu unterrichten. Als die Horde selbst dem zustimmte, entschloß Baierlein sich, der Aufforderung Folge zu leisten, wohl erkennend, daß eine nachhaltige Einwirkung durch bloße Besuchsreisen nicht möglich sei. Am 19. Juli 1848 brach er von Frankenmuth auf und erreichte nach drei Tagen seinen neuen Wohnsitz, wo einige mitgenommene Kolonisten ihm ein Blockhaus, das als Wohn- wie als Schulraum dienen sollte, errichteten. „Bethanien“ nannte er die neue Station und wollte sie damit als eine Stätte der Armuth bezeichnen; denn diese trat ihm bei seiner Ankunft vornehmlich entgegen. Er fand die Indianer in größter Noth. Hungernd umstanden ihn Weiber und Kinder und ihr erstes Verlangen war auf ein Stückchen leiblichen Brodes gerichtet.

Sobald es möglich war, eröffnete Baierlein mit den Kindern die Schule und an den Sonntagen versammelte er in demselben Raume die Erwachsenen, welche auch nach und nach sich an Zucht und Ordnung gewöhnten. Doch waren nicht sie es, die zuerst dem Worte sich zugänglich erwiesen. Die ersten Täuflinge fanden sich in der Kinderschaar. Dem Missionare waren einige Waisenknaben zur Erziehung übergeben. Von diesen bat einer um die Taufe, andere sprachen bald dasselbe Verlangen aus, und da die Eltern darein willigten, daß die Kinder in die christliche Gemeinde aufgenommen würden, glaubte der Missionar nicht länger zögern zu dürfen. Am 8. Januar 1849 wurden 10 Indianerkinder getauft, von denen vier ihren Glauben noch nicht selbst bekennen konnten. So sehen wir hier denn das eigenthümliche Bild einer Erstlingsgemeinde indianischen Stammes, die ganz aus Kindern bestand; doch hatten die Angehörigen zuvor dem Missionar das Versprechen gegeben, jene ihm ferner zu unausgesetztem Unterrichte überlassen zu wollen, und im Laufe des nächsten Jahres ließen sich auch einige Erwachsene der Gemeinde hinzufügen, so daß diese zu Ende 1850 im Ganzen 31 Seelen zählte.

Das waren wohl dankenswerthe und ermutigende Erfolge einer verhältnismäßig gar nicht langen Arbeit, bei der noch die Schwierigkeit der Verhältnisse in Anschlag gebracht werden muß, unter denen zu arbeiten war. Es konnte scheinen, daß man nach solchem Anfange auf einen günstigen Fortgang hoffen dürfe. Auch in Frankenmuth mehrte sich die Zahl der aus dem Heidenthume ge-

retteten Seelen, so daß man in Franken und in Amerika auf Grund der gemachten Erfahrungen an Erweiterung und neue Gliederung der Mission dachte. Die amerikanische Gesellschaft hatte schon am Huronsee eine Station Siboying angelegt. Hier arbeiteten die Missionare Auch und Maier und gewannen einen ziemlichen Einfluß auf die umwohnenden Indianer. Die von ihnen gewonnene Gemeinde zählte schon 40 Seelen. Eine andere Horde, die 8 deutsche Meilen weiter, etwa 30 Meilen von Bethanien wohnte, erklärte sich ebenfalls bereit, dem Heidenthume zu entsagen, wenn man ihr einen Lehrer sende. Und besondere Hoffnungen hegte man in Betreff des Oregongebietes, wo die Indianer nicht zu Hunderten, sondern zu Tausenden umherzogen. Dahin gedachte man nach Beendigung des Krieges eine Missionskolonie zu führen, wie neben Frankenmuth schon eine zweite, Frankenlust, entstanden war. Und um alle diese Bestrebungen unter einheitliche Leitung zu bringen übergaben 1849 das Missionscollegium zu Leipzig und Böhe die von ihnen gegründeten Stationen Frankenmuth und Bethanien der Synode der deutsch-lutherischen Gemeinden in Missouri, Ohio und andern Staaten, ein Beispiel, dem noch im selben Jahre die amerikanische Gesellschaft hinsichtlich der Station Siboying folgte.

So erschien die lutherische Indianermision wohlgeordnet. Und doch erwiesen die Hoffnungen, die man nach dem guten Anfang eine Weile gehegt hatte, sich mehr und mehr als eitel. Es gieng mit der Mission wieder rückwärts und man sah sich zu der Erkenntnis genöthigt, daß man auf einem fast unbebaubaren Boden ackerte. In der That, am Boden dieses Ackerfeldes lag es, daß man für die Dauer eine so geringe Erndte einheimste, nicht an den Arbeitern, denen es weder an Geschick noch an Treue und Geduld fehlte.

Ein großes Hindernis des Gedeihens bestand darin, daß die Indianer so sehr schwer an sesshafte Lebensweise gewöhnt werden konnten. Während der Winterzeit zerstreuten sie sich zur Jagd und dadurch gieng natürlich fast Alles, was sie im Sommer gelernt und an evangelischer Erkenntnis gewonnen hatten, wieder verloren. Immer von Neuem mußten die Missionare mit ihnen wieder anfangen und sich dabei doch sagen, daß jeder neue Anfang ihre Zöglinge nur wenig weiter bringen werde. Daher kam es, daß in den ersten kleinen Gemeinden sich fast gar keine Männer fanden; bei weitem die meisten ihrer Glieder waren Weiber und Kinder. Und selbst von den Knaben verliefen sich manche aus der Schule, um in den Wäldern der Jagd nachzugehen.

Ward durch diese Unstetigkeit des Volkes der Zusammenhang

des Unterrichtes sehr unterbrochen, so hinderte denselben von anderer Seite die Schwierigkeit der Sprache in hohem Maße. Dies war ein Hindernis, welches zu überwinden allen denen, die der Indianermission je obgelegen haben, ungemeine Mühe machte. Eliot, ein begabter und unermüdlich fleißiger Missionar, brauchte 15 Jahre, ehe er in indianischer Zunge reden konnte. Die Sprache der Indianer ist eine außerordentlich schwerfällige, besonders durch die endlosen Zusammensetzungen, die sie bildet und durch welche Worte entstehen, deren Aussprache einem europäischen Munde die größte Arbeit macht. Dazu kommt, daß die meisten Stämme ihre eignen Dialekte haben, die sich so sehr von einander unterscheiden, daß man gemeint hat, sie als besondere Sprachen ansehen zu müssen. In einer Bevölkerung von etwa einer Million Seelen hat man einige Hundert solcher Dialekte gezählt. Da begreift es sich, daß die Missionare nur langsam in ihren Sprachstudien fortschritten und daß der von ihnen erteilte Unterricht, bei dem sie so lange der Vermittlung bedurften, nur eine abgeschwächte Wirkung üben konnte. Wir werden uns nicht darüber wundern, daß Baierlein im October 1848 schrieb: „noch immer sind wir so gar nicht im Stande, unmittelbar und kindlich zu den kindlichen Herzen der Kleinen zu reden, da das Band unsrer Zunge für diese schwere Sprache noch gebunden ist und ohne geeigneten Lehrer und ohne geeignete Hilfsmittel auch wohl noch eine Zeit lang ungelöst bleiben wird“. Zwei Jahre später klagte er: „nicht geringe Mühe macht mir die Ausarbeitung einer indianischen Agende, einer Liturgie für den Gottesdienst und der Formulare bei Taufen, Trauungen, Begräbnissen, da Alles unsern Verhältnissen angepaßt und in eine Sprache übersetzt sein will, die kein Wort hat weder für Himmel noch Hölle, für Gewissen, Schmerz, Wunde, — denn jeder der vielen Namen von Verletzungen drückt zugleich aus, ob der Verwundete geschlagen, gestochen, geschossen u. s. w. sei — und für hundert andere Sachen, so daß es fast unmöglich ist, christliche Gedanken auszusprechen, wie sehr man sie auch umschreiben mag. . . So haben wir auch bis heute noch keinen Ausdruck für Kirche und Gemeinde finden können. Ebenso schwer ist daher eine Uebersetzung des Katechismus. Oft habe ich mit dem Dolmetscher in vielen Stunden nur wenige Worte, ja wohl auch nur ein einziges durchmachen können, und fand dann dennoch nicht selten, wenn dieser fort war oder bei der Abschrift, neue Fehler, da sich an Alles heidnische Vorstellungen anschließen. Die mühseligste Arbeit ist aber das Uebersetzen deutscher Lieder ins Indianische, da oft ein einziges Wort für eine ganze Zeile des Originals zu lang ist; und doch

mußte ich mich daran machen, da ichs nicht über das Herz bringen konnte, in den vorhandenen methodistischen Liedern erträumte und erheuchelte Gefühle herplärren zu lassen und selber mit herzuplärren“. Unterrichten und predigen mußte also ziemlich lange durch Dollmetscher geschehen und das ist ja nur ein halbes Werk. Erst am Schlusse des Jahres 1858 konnte Missionar Mießler, der doch 1851 hinübergegangen war, berichten: „endlich habe ich es gewagt und Gott sei Lob! wagen können, dem Dollmetscher seinen Dienst aufzukündigen. Die Ausarbeitung der Predigten in der ungelerten und unzulänglichen Indianersprache macht mir freilich noch große Mühe, geht auch bei weitem nicht ohne Fehler ab, da mir keine Hilfsmittel zu Gebote stehen als ein einfaches Wörterbuch. Doch will ich michs keine Mühe verdrießen lassen, zumal ich sehe, daß die Indianer viel andächtiger zuhören, wenn sie das Wort des Lebens unmittelbar aus meinem Munde vernehmen.“

Dies Hindernis ward also überwunden. Die Missionare begannen indianisch zu reden und hatten die Freude zu sehen, daß ihr Wort jetzt mehr zum Herzen drang. Und von den Indianern hatten gar manche angefangen, ein seßhaftes Leben zu führen. Sie errichteten sich Blockhäuser, bebauten das Land und wurden dadurch vor dem zerstreuenen Mangel geschützt. Aber schon waren dem Missionswerke andere mächtige Hindernisse in den Weg getreten, die es vergeblich machten, daß die eben genannten überwunden waren.

Hier ist vor Allem das Treiben der Methodisten zu nennen.

Die Methodisten hatten vor dem Beginne der lutherischen Mission bereits einen ziemlichen Einfluß auf die Indianer gewonnen. Als nun die Missionskolonien gegründet wurden und die Missionare ihre Arbeit anhuben, besorgten jene mit Recht eine Schmälerung ihres Einflusses und boten Alles auf, um die lutherische Mission zu unterdrücken. Die Indianer fürchteten sich vor ihnen und baten, wie eben jener alte Häuptling Bemassike, die Missionare zu ihnen zu kommen, damit sie dadurch gegen die Methodisten einigen Halt hätten. Aber diese ließen nicht ab und kein Mittel war ihnen zu schlecht. Nach dem übereinstimmenden Zeugnisse der beteiligten Missionare waren die Methodisten, mit denen sie es zu thun hatten, Alles eher als aufrichtige und lautere Christen. Die Maßregeln, welche sie gegen die zu Verdrängenden ergriffen und in denen sie sich von Anfang an gleich blieben, kann man leider nicht anders denn als eine Reihe von Schändlichkeiten bezeichnen. Sie suchten den Missionaren die Herzen der Indianer zu entfremden, indem sie Mißtrauen säeten und allerlei Lügen über die eigent-

lichen Pläne jener verbreiteten. Es war ein so unlauteres unwürdiges Verfahren, daß Baierlein, als er 1853 nach Europa zurückkehrte, um nach Ostindien, seinem ersten Bestimmungsorte zu gehen, in seinem Berichte an die Synode die scharfen Worte aussprechen mußte: „ich kann nun sagen, daß die Macht des Heidenthums hier völlig gebrochen ist, daß eigentlich nur noch Eine Familie nach altväterlicher Weise lebt, daß alle andern auf dem Wege zum Christenthume stehen oder bereits Christen geworden sind. Wollte Gott, ich könnte sagen, daß wie die Macht des Heidenthums, so auch die des Methodismus gebrochen sei! Aber das Leben dieser unserer Erbfeinde ist noch das alte, und es ist ein wunderbarer Rath Gottes, nach welchem er diesen seinen Feinden, denn das sind die hiesigen Methodisten, so große Macht zuläßt, um der Ausbreitung seines Reiches dadurch entgegen zu wirken, daß sie denen, die auf dem Wege des Heiles sich befinden, beständige Versucher und Verfänger werden. Daß es hier überhaupt noch Heiden giebt, ist fast ganz dieser Schleicher Schuld, und daß es mit den jungen Christen so langsam vorangeht auf dem Wege der Heiligung, ist abermals größtentheils ihre Schuld.“

Jenes Bemühen, Mißtrauen zwischen den Indianern und den Missionaren zu säen, gelang ihnen nicht nach Wunsch; nur wenige Seelen aus der Missionsgemeinde ließen sich von ihnen verstricken. So schlugen sie denn einen andern Weg ein, indem sie die Indianer von den Missionsstationen ganz wegzuziehen suchten. Sie legten ihnen eine Bittschrift an die Regierung vor, welche dahin gieng, sämtliche Indianer Michigans wünschten an Einem gemeinsamen Wohnsitze vereinigt zu werden. Viele der Indianer gaben arglos ihre Namen für das Schreiben her, dessen Inhalt sie gar nicht kannten. Darauf hin ward 1855 in Detroit, dem Hauptorte des Staates, wo der Regierungsagent für die indianischen Angelegenheiten zu den Methodisten gehörte, den versammelten Häuptlingen ein neuer Vertrag angeboten, der ihnen einen ziemlichen Landbesitz als Geschenk zusicherte. Die meisten, unter ihnen auch der von Bethanien, nahmen dies Anerbieten an, und die Folge davon war, daß die Mehrzahl der Indianer Bethanien verließ und der Missionar fast vereinsamt zurückblieb. Die Station war so gut wie zerstört und mußte 1861 aufgegeben werden.

In dieser Zerstörungssucht wurden die Methodisten kräftig unterstützt durch die Händler, welche durch die Fortschritte der Mission ihren Vortheil gefährdet sahen und ihm deshalb zu begegnen suchten. Sie verleiteten die Indianer wieder zur Jagd, damit ihr Pelzhandel keine Einbuße hätte und stürzten sie von Neuem in Trunk-

sucht und lieberliches Leben durch den Branntwein, den sie ihnen zuführten. Wo sie konnten, wandten auch sie Lug und Trug an, und zuweilen mit nur zu gutem Erfolge. So war einer von ihnen es, der 1855 die gänzliche Vernichtung der vom Missionar Auch gesammelten Gemeinde Siboying herbeiführte, indem er die dortigen Indianer darüber verspottete, daß sie sich von ihrem Lehrer betrügen ließen. Mit den Pfeilen des Spottes hatte er die für Indianer gefährlichste Waffe getroffen. Sie gaben sich der bösen Einflüsterung in dem Maße hin, daß der Häuptling im Namen aller erklärte, sie wollten sich nicht länger von den Predigern verführen lassen wie bisher; Gottes Wort, die Quelle aller Uebel und Laster in der Welt, wollten sie nicht länger unter sich dulden; sie wollten frei und ungehindert das Leben dieser Erde und dessen Güter genießen gleichwie die Weißen in ihrer Umgebung. Und bei dieser Erklärung blieben sie.

Auf die Weißen ihrer Umgebung beriefen sie sich, um ihre bösen Gelüsten zu rechtfertigen. Und allerdings, das was sie von der Mehrzahl dieser Weißen sahen, begründete nur zu sehr solche Berufung. Man hatte Missionskolonien anlegen wollen, um so den Missionar durch die Verbindung mit der christlichen Gemeinde zu stärken und den sittigenden Einfluß der Lektoren auf die Heiden wirken zu lassen. Aber diese Kolonien waren nur kleine, vereinzelte Vorposten, und was sie Segensreiches wirkten, ward wieder verdrängt durch das Nachdrängen einer großen Masse, die den Namen einer christlichen trug, ohne es zu sein. Diese Verührung einer sogenannten christlichen Bevölkerung mit den Indianern war das Hauptverderben der Mission, indem sie die Heiden zu Lastern verführte, die ihnen zum geistlichen und leiblichen Ruin wurden, und indem sie die ohnehin nicht leicht faßbaren von den kaum gegründeten Stätten des Missionslebens mehr und mehr entfernte.

Wenn wir so die besondern Hindernisse dieses Missionsgebietes überschauen, so begreifen wir es, daß dem scheinbar so günstigen Anfange der Arbeit auf ihm der weitere Fortgang doch nicht entsprach. Wir verstehen es, wenn Nießler 1857 in seinem Berichte wehmüthig schrieb, gerade der kleine Gottesacker der Gemeinde Bethanien, auf welchem 14 Indianer ruhten, sei ihm oft ein Ort der Ermuthigung und Erquickung geworden, indem er, entmuthigt durch den Leichtsinn der noch Lebenden, wenigstens durch das Andenken an die Begrabenen und deren seligen Heimgang den gewissen Trost habe, daß die Arbeit nicht vergeblich gewesen sei.

Die Arbeit an den Indianern ward mehr und mehr eine hoffnungslose und bald konnte man sich der Erkenntnis nicht verschließen,

daß es vorerst wenigstens mit der Mission unter ihnen vorbei sei. Bethanien mußte, wie gesagt, aufgegeben werden. Nießler folgte seinen ausgewanderten Gemeindegliedern an ihren neuen Wohnsitz und baute auch dort, in Mount Pleasant, ein Kirchlein. Aber zu sonderlichen Hoffnungen gab ihm diese Veränderung keinen Anlaß, und gleichzeitig legte der Sturm des Indianeraufstandes in Minnesota die dortige Station Sabbitavigama, auf welcher Missionar Elßler mit großer Geduld arbeitete, hinweg.

Seitdem ist in der Indianermission seitens der lutherischen Kirche nichts Bemerkenswerthes geschehen. Dagegen ist die von Leipzig aus geleitete Arbeit unter den Heiden auch von amerikanischen Lutheranern unterstützt, und in neuester Zeit hat man drüben das unter den Telugus begonnene Werk, welches gänzlich in englische Hände zu gerathen drohte, wieder aufgenommen und beschlossen, es kräftig weiter zu führen.

Siebzehnter Vortrag.

In der Geschichte der skandinavischen Missionsthätigkeit begegneten wir an verschiedenen Stellen einem von Hermannsburg ausgehenden Einflusse, der sich als ein mächtiger, ja zum Theil maßgebender erwies. Das führt uns auf diesen jüngsten Zweig der lutherischen Mission, der in kurzer Zeit ungemein kräftig gewachsen ist und sich nach allen Seiten hin ausgebreitet hat. Er darf eine besondere Beachtung beanspruchen nicht nur wegen dieses erfreulichen Wachstums, sondern auch weil er eine eigenthümliche Auffassung der Missionsaufgabe in möglichst strenger Verwirklichung darstellt.

Die Wurzeln der Hermannsburger Mission laufen bis in die norddeutsche Missionsgesellschaft zurück. Diese entstand 1836, in demselben Jahre, in welchem der dresdener Verein sich auf den Boden des kirchlichen Bekenntnisses stellte, nachdem zuvor schon an verschiedenen Orten Nordwestdeutschlands sich einzelne Missionsvereine gebildet hatten. Die neue Gesellschaft nahm aber gleich dadurch einen Krankheitskeim in sich auf, daß sie sich zum Bekenntnisse nicht klar stellte oder, besser gesagt, nicht stellen konnte, denn in einigen jener Vereine wog das reformirte Element stark vor. Bisher hatten in diesen Theilen Nordwestdeutschlands, wo gerade in den zerstreuten reformirten Gemeinden sich Leben erhalten hatte, die gläubigen Lutheraner im Kampfe gegen den Rationalismus und den Welt Sinn